

Anne Sophie Menzinger

Fat Acceptance

**Positionen und Praxen einer
körperpolitischen Bewegung**



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter
<http://dnb.d-nb.de>

1. Auflage Juli 2017

© 2017 Marta Press Verlag Jana Reich, Hamburg, Germany

www.marta-press.de

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg,
nach © Idee und unter Verwendung einer Illustration von Mirko Röper.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-67-9

*„Erst nachdem ich anfing zu akzeptieren,
dass mein Wert als Person nichts damit zu tun hat,
wie mein Körper für andere Menschen aussieht,
erlaubte ich mir, den Raum zu nehmen, den ich brauchte,
und die Macht zu entwickeln,
nach der ich mich so sehnte.“*

(Laurie Penny 2012: 68)

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	12
Warum Fat Acceptance?	18
Stigmatisierung von Dickleibigkeit und Körperscham	21
Einblick in die kulturgeschichtliche Entstehung der Angst vor Körperfett	29
Theoretische Bezüge und Praxen der Fat-Acceptance-Bewegung	41
Die Ursprünge des Fat Activism	42
Abgrenzung vom Gesundheitsdiskurs	46
Intersektionales Selbstverständnis	52
Akteur_innen und Forderungen der Fat-Acceptance-Bewegung	55
Feminismus und Fettaktivismus	62
Fat Activism im Spannungsfeld zwischen dekonstruktivistischer Performativität und Identitätspolitik	66
Fazit	84
Sachregister	89
Literaturnachweise	91

Vorwort

Während meines Heranwachsens spielte Gewicht eine sehr wesentliche Rolle für mich. Meine prominenten Vorbilder wurden in der *Bravo* und anderen Magazinen, die meine Mitschüler_innen und ich lasen, für ihre sichtbaren Gewichtszunahmen gerügt. Andererseits wurde in voyeuristischer Vortäuschung des Entsetzens über ‚abgemagerte‘ prominente Körper gelästert.

Von den körperbeschämenden Maßregeln der Prominenten, die etwas zugenommen hatten abgesehen, gab es kaum dicke, und vor allem kaum weibliche oder nicht binärgeschlechtliche, dicke Vorbilder in diesen Medien. Dicke Menschen wurden hier nicht repräsentiert, sie wurden unsichtbar gemacht, und wenn sie sichtbar waren, wurde ihr Dicksein als Makel hervorgehoben.

Meine Mitschüler_innen und ich übernahmen die propagierten Körperideale unhinterfragt. Der allgemeine Tenor unter uns war: „Wenn du dick bist, liebt dich keiner.“ und „Je dünner, desto besser.“ Mein Ernährungsverhalten in dieser Zeit war dementsprechend von heimlichen Diäten und der ständigen Sorge über eine mögliche Gewichtszunahme geprägt.

Die Pubertät kann gewissermaßen als Brennpunkt verstanden werden, in deren Entwicklung viele Menschen durch verschiedenste Krisen hindurch die gesellschaftlichen Normvorstellungen von (Geschlechts-)Identitäten verarbeiten. Es ist ein Alter, in dem wir besonders empfindlich für die Erwartungen Anderer sind, und in dem die Unzulänglichkeitsgefühle, insbesondere im Verhältnis zum eigenen Körper, durch mediale Repräsentationen stark genährt werden können. Dennoch: Ich war von meiner Körperstatur schlank und musste

mich nie mit der Art von Ausgrenzung beschäftigen, der dicke Teenager ausgesetzt sind.

Meine eigene Rolle bei der Ausgrenzung dicker Mitschüler_innen wurde mir erst Jahre später bewusst. Meine Ängste vor dem Ausgeschlossensein in der Klasse und das Ringen um Beliebtheit in dieser Zeit ließen mich zunächst Kreise, in denen bestimmte Privilegien eine Rolle spielten, aufsuchen.

Jahre später stieß ich über Freund_innen und durch queerfeministische Kontexte und Internetblogs immer wieder auf die Bewegung, die sich „Fat-Acceptance“ nannte. Ich fragte mich: Was ist das für eine Bewegung? Was sind ihre Argumente? Was wollen sie? Wer zählt sich dazu und welche Hintergründe gibt es?

Ich wurde neugierig und fing an, zu diesem Thema umfangreich zu recherchieren. Im Zuge dessen wurde mir auf meiner *Facebook*-Timeline zunehmend Werbung für Diäten und Fitnesskurse angezeigt. Die Wirkung dieser Werbung auf mich war verblüffend: Ein kleiner prüfender Blick von mir in den Spiegel, ein flüchtiger Gedanke, ob ich zugenommen haben könnte, ein Wiederaufleben gewichtsbezogener Selbstzweifel.

Durch die zunehmende Auseinandersetzung mit Fat Acceptance fiel mir auf, dass ich viele meiner bisher unbewusst wirkenden Vorurteile und Stereotype aufdecken, eine andere Haltung zu meinen Privilegien als dünne Person finden und auch eine neue, selbstbewusstere Beziehung zu meinem eigenen Körper entwickeln konnte.

Unter was für einer fordernden Beobachtung das Körpergewicht steht, ist eine weitere Motivation für mich, den Gegenentwurf der Fat-Acceptance-Bewegung darzustellen und zu diskutieren. Dass ich über diese Bewegung schreibe, soll jedoch kein Versuch der Aneignung sein. Mehr ist es eine Annäherung und Auseinandersetzung mit

den Argumenten, Ursprüngen und Hintergründen der Bewegung, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Die Autorin

Einleitung

Dicke Körper werden in Film und Medien immer wieder in entwertenden Kontexten dargestellt. Sie werden verwendet für satirische Überzeichnungen, sie dienen als erschreckende Beispiele in Gesundheitsdebatten, werden entmenschlicht dargestellt, verhöhnt, unsichtbar gemacht oder bemitleidet (vgl. Schorb 2015: 213). Von staatlichen Kampagnen werden sie als Beispiel für schlecht ernährte Kinder aus dem Arbeitermilieu gedeutet, im Gesundheitsdiskurs als epidemische Bedrohung inszeniert¹, von der Werbebranche werden sie als Negativfolie, für die Diätindustrie als Worst-Case-Szenario illustriert, und selbst in kapitalismuskritischen Protestbewegungen werden sie als Metapher für gierige Großkonzerne oder Konsumsucht verwendet (vgl. Mollow/ Mc Ruer 2015, 30 ff.).

Körperfett ist längst nicht mehr, wie bis Ende des 19. Jahrhunderts, ein Symbol für Reichtum und Erfolg, sondern wurde zur Jahrhundertwende mit Maßlosigkeit, Gier, Faulheit und anderen negativen Attributen verbunden, während Dünnsein im puritanischen Sinne mit Fleiß, Reinheit und Enthaltbarkeit assoziiert wurde (vgl. Stearns 1997: 3 ff.). Diese kulturelle Bedeutung von Fett wirkt sich auch auf die sozialen Verhältnisse aus. So hängt die Stigmatisierung von Körperfett mit einer Präventiv- und Sanktionspolitik zusammen, die private Lebensgestaltungsbereiche der Ernährung und Bewegung durch eine Betonung der Eigenverantwortung für gesundheitliche Folgen

¹ Die WHO stufte „Adipositas“ als epidemische Bedrohung und weltweites Gesundheitsrisiko ein. (WHO 2000)

zu regulieren versucht. Die verschiedenen Narrationen zu Körperidealen und die aktuellen Gesundheitsdiskurse geben einerseits einen Einblick in eine gesellschaftliche Ordnung von (neoliberalen) Selbststeuerungsprozessen. Gleichzeitig sind sie, wie ich aus einer intersektionalen Perspektive zeigen werde, Ausdruck verschiedener sich wechselseitig verschränkender, historisch gewachsener Machtverhältnisse, in denen Geschlecht, Klasse, (Dis-)Ability, ‚Race‘ und Sexualität eine Rolle spielen. Die erfolglosen Versuche staatlicher Interventionen, eine vermeintliche Adipositas-Epidemie zu bekämpfen, verfehlen jedoch diese kulturelle Metaebene und zielen an einer Problemlösung für die oft prekäre Situation von Menschen, die sich gesellschaftlich als zu dick erleben, vorbei (vgl. Schorb 2015b: 2).

Seit einigen Jahren wird eine neue Akteurin auf der politischen Bühne sichtbar, die sich zum Thema Körperfett in einer radikalen Abgrenzung zum Gesundheitsdiskurs positioniert: Die Fat-Acceptance-Bewegung.

Die Akteur_innen dieser Bewegung gehen davon aus, dass in aktuellen Diskursen Ursache und Wirkung verwechselt werden: „Nicht das Dicksein selbst, sondern die damit einhergehende Verunsicherung und Diskriminierung in allen gesellschaftlichen Sphären habe Schuld an der prekären sozialen und gesundheitlichen Lage dicker Menschen.“ (ebd.: 2)

Beginnend in den 1970er Jahren, positionierten sich erste Akteur_innen der sozialen Bewegung für eine Anerkennung dicker Körper als gleichberechtigten Ausdrucks von Körpervielfalt, gerieten jedoch Mitte der 1980er wieder in den Hintergrund.

Erst seit den 1990er Jahren wird immer mehr über die Bewegung berichtet und geforscht. In Blogs, Podcasts und anderen sozialen Medien werden deren Anliegen verbreitet. Neue Gruppen und Platt-

formen treten auf den Plan, und mit den sogenannten *Fat Studies*, die sich in einigen Universitäten in den USA, Australien und England im Curriculum etabliert haben, zeigt sich zunehmend auch ein Interesse an dem Thema von akademischer Seite (vgl. Farrell 2011: 20; vgl. Schorb 2015: 233).

Doch welches Politikverständnis, welches Ethos vertritt die Bewegung? Wo sind die Positionen und Praxen der Fat-Acceptance-Bewegung ideologisch zu verorten, und inwieweit sind die theoretischen Bezüge einzugrenzen? In welche etwaigen Widersprüche gerät der Fettaktivismus in seinem Politikverständnis und seinen Identitätskonzepten hier? Anhand dieser Fragen wollte ich mich den Konzepten und Anliegen der Fat-Acceptance-Bewegung nähern und einen Blick auf die Praxen und Positionen dieser Bewegung werfen.

Mit der Frage im Hinterkopf beginnend, welche zentralen Forderungen die Bewegung hat und wer ihre Akteur_innen sind, musste ich schnell feststellen, dass diese stark differieren, je nachdem welche Gruppe oder Einzelperson spricht, welches Identitätsverständnis hier formuliert wird und welche weiteren Bezüge sie artikuliert.

Den thematischen Hintergründen dieser Auseinandersetzung liegen weit aufgefächerte Zugänge und Fachbereiche zugrunde. So unter anderem spielen soziologische, sozialpsychologische, geschichtliche, kulturwissenschaftliche, medienwissenschaftliche und diskurstheoretische Zugänge eine Rolle.

Theoretische Zugänge wie die *Queer Studies* und die *intersektionale Mehrebenenanalyse* bieten eine Perspektive, die, wie ich später zeigen werde, häufiger Ausgangspunkt dicker_fetter² Arti-

² Die Auseinandersetzung damit, welche Begriffe verwendet werden ist wichtig, um den Wirkmacht von Sprache auf unser Denken und damit auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse Rechnung zu tragen. Medizinische Beschreibungen wie „adipös“ oder „übergewichtig“ werden von den Vertreter_innen der Fat-Acceptance-Bewegung abgelehnt, da diese von einem den Normbereich markierten Gewichtsbereich ausgehen und dicke Menschen

kulationen sind. Gleichzeitig machen diese Zugänge aber auch einen wesentlichen Bestandteil meiner Herangehensweise aus, und werden deshalb in einer Untersuchung der Stigmatisierung von Dickleibigkeit zum Ausdruck kommen. In der Beschäftigung mit den Widersprüchen zwischen den identitätspolitischen Formgebungen der Bewegung und den dekonstruktivistischen Bezügen jener werde ich daraufhin tiefer auf deren theoretischen Hintergründe eingehen, um mich der Frage zu nähern, wer in dieser Bewegung eigentlich für wen spricht.

Zunächst geht es um die Erörterung der Frage, warum es eine Bewegung gibt, die dafür kämpft, dass Dicksein akzeptiert wird. Hier skizziere ich die Diskriminierung als Alltagsrealität für viele dicke Menschen und stigmatisierende Tendenz in Gesundheitsdiskursen. Danach gehe ich auf die kulturell geprägten Vorstellungen von Idealkörpern und ihren beschämenden Einfluss auf die Beziehung zum eigenen Körper ein. Diese verstehe ich als Ausdruck von Machtverhältnissen, die in den privaten Bereich der Körperlichkeit einwirken und hier einen wesentlichen Teil des Verhältnisses zur Gesellschaft ausmachen. Die kulturhistorischen Hintergründe der veränderten gesellschaftlichen Wahrnehmung von Körperfett führe ich auf, um die in den Körperdeutungen zum Ausdruck kommenden kulturellen Narrative offenzulegen und diese Deutungen von Körperfett als konstruiert zu verstehen. Dieser Teil bereitet zudem auf das intersektionale Selbstverständnis und die Abgrenzung von Gesund-

als abweichend konstruieren. Auch euphemistische Bezeichnungen wie „mollig“, „rund“ oder „füllig“ werden aufgrund ihrer verniedlichenden Tendenz abgelehnt (vgl. Barlösius 2014: 7ff.). Ich verwende hier die Begriffe „dick“ oder „dick_fett“, die von einigen deutschen Fettaktivist_innen verwendet werden.

heitsdiskursen vieler Akteur_innen der Fat-Acceptance-Bewegung vor.

Im zweiten Teil gebe ich einen Überblick über die Positionen des Fettaktivismus, dessen theoretischen Hintergründe und wer die Akteur_innen der Fat-Acceptance-Bewegung sind. Hier skizziere ich, wie die frühe Entstehung dieser Bewegung aussah, welche Positionen dabei von Relevanz waren und welche Widersprüche hier bereits auftauchten. Die Abgrenzung der Bewegung vom Gesundheitsdiskurs wird als wichtigste Grenze zu anderen körperpolitischen Bewegungen, wie etwa der Anti-Diät-Bewegung und ihren medizinisch-naturwissenschaftlichen Argumenten, aufgestellt und in ein Verhältnis zu gesellschaftspolitischen Fragestellungen gebracht. Hiernach wird die *intersektionale Mehrebenenanalyse* als theoretischer Bezug und Analyseinstrument dargestellt. Sie ermöglicht eine Positionierung, die die geschichtliche Entstehung der Angst vor Körperfett und deren Verbindungen zu anderen sozialen Kategorien einbezieht. Im Anschluss werde ich kurz auf die Akteur_innen der Bewegung eingehen. Auch inwieweit sich der Fettaktivismus in Deutschland verbreitet hat, wird hier Erwähnung finden.

Die konträren Positionen in der Frage nach dem „Wir“ der Bewegung möchte ich skizzieren, um zu zeigen, dass hier einerseits eine identitätspolitische Formierung erforderlich ist, um Forderungen stellen zu können und gleichzeitig essentialistischen Vorstellungen von Dicksein den Unterschieden in den Formen der Betroffenheiten und Anliegen nicht gerecht werden können. Die Dekonstruktion dieser Zuschreibungen und dicke Identität performativ im Sinne eines queeren Selbstverständnisses zu verstehen, spielt hier eine immer wichtigere Rolle und wird hieraufhin dargestellt. Zuletzt werden diese Positionen auf die aktuellen theoretischen Verbindungen von Queer zur intersektionalen Mehrebenenanalyse als wichtige Entwicklung des Fat Activism bezogen.

Das Thema Körper und Gesellschaft erfährt in der Soziologie und den Kulturwissenschaften wachsende Aufmerksamkeit. Dementsprechend groß ist der Forschungs- und Literaturbestand, und wächst insbesondere mit Themenbezug zur Fat-Acceptance-Bewegung stetig an. Von daher werde ich nur ausgewählte und themenbezogene Autor_innen referieren und ein verhältnismäßig kleines Fenster in dem weiten Spektrum aktueller Literaturbezüge aufmachen können.

Warum Fat Acceptance?

„Der Körper stellt eine Öffnung zur sozialen Welt dar, die durch permanenten Austausch in ihn eindringt“ (vgl. Bourdieu 2001: 180 nach Barlösius 2014: 30) Durch ihn erleben wir unser Umfeld, und durch ihn beeinflussen und strukturieren wir unsere soziale Umwelt. Der Körper kann hinsichtlich seiner sozialen Bedeutung gleichzeitig auf zwei Ebenen gelesen werden: Dahingehend, was sich in ihm an kulturellen und gesellschaftlichen Ordnungen speichert, also *verkörperlicht* (vgl. Barlösius 2014: 30) wird, oder dahingehend, welche Deutungen und Bewertungen mit Körpern verbunden werden und wie diese gesehen werden, also was sie *verkörpern* (vgl. ebd.).³

Körperfett wird gesundheitspolitisch immer stärker problematisiert und bekämpft. In aktuellen Debatten wird von einer Adipositas-Epidemie gesprochen, die für ein überlastetes Gesundheitssystem verantwortlich gemacht wird und einen Rückgang der Lebenserwartung ganzer Bevölkerungsteile ausgelöst habe (vgl. Schmidt-Semisch/ Schorb 2008: 7). Diese gesellschaftliche Problemwahrnehmung ist in ihrer Deutung „zur Schicksalsfrage moderner Gesellschaften“ (ebd.: 14) geworden, für die das Individuum zunehmend zur Verantwortung gezogen wird. In dieser Wahrnehmung wird Dicksein nicht nur als gesundheitspolitisches Thema, sondern auch als vermeintlich finanzielle Belastung und gesellschaftliche Bedro-

³ Die Soziologin Eva Barlösius (2014) unterscheidet zwischen den Begrifflichkeiten der „*Verkörperlichung*“ (30) als „körperliche[n] Ausdruck gesellschaftlicher Erfahrungen“ (ebd.) und „Inkorporierung der Gesellschaft“ (ebd.) im Unterschied zu der „*Verkörperung*“, die als eine Lesart und Bewertung seiner „Gestalt, Mimik und Gestik als Verkörperungen seiner sozialen Geschichte“ (ebd.) verstanden werden kann.

hung gehandhabt. Diese Politik, die den individuellen Konsum und damit die Gesundheit der Bevölkerung zu regulieren versucht, fokussiert sich in ihren Anforderungen immer stärker auf die Verantwortung des Einzelnen.

Diätkultur, Enthaltbarkeit und Selbstregulation sind nicht unbedingt neue, jedoch immer stärker staatlich geförderte Formen neoliberaler Individualisierungsprozesse. Programme wie „Fit statt Fett“ (Lessenich 2009: 126), die von der Bundesregierung als „Nationale[r] Aktionsplan“ (ebd.), als Teil einer vermeintlichen Präventivpolitik in die Wege geleitet werden, verdeutlichen den aktivierenden Charakter dieser Politik.

Die Trennung zwischen einer selbstdisziplinierten, fitten „Körperklasse“ (Kreisky 2008: 147) und einer, die zur richtigen Ernährung *erzogen* werden soll, wird von Lessenich (2009: 126) und Schorb (2015: 24) als hervorstechende Dynamik der Adipositas-Narration verstanden. Lessenich spricht hier unter anderem von einer „Überhöhung des Aktivistischen“, einer „Fetischisierung der Bewegung“ (ebd.), welche zu einer „zentralen Spaltung des Sozialen“ führe (ebd.) und für „sozialen Druck“ Sorge (ebd.). Das Gegenstück zum Dicksein, der schlanke Idealkörper, wird als fitter Leistungsträger mit positiven Eigenschaften wie Flexibilität, Dynamik, Disziplin, Gesundheit und Aktivität kontrastiert. Dieses Gesundheitsparadigma erlaubt zunehmend den Eingriff in die privaten Lebensbereiche des Ernährungs- und Bewegungsverhaltens (vgl. Schorb 2008: 13). Wer dick ist und krank wird, ist dieser Logik nach ‚selber schuld‘ und stellt dementsprechend darüber hinaus eine Zumutung für das Gesundheitssystem dar. Neben verhaltensorientierten staatlichen Präventivinterventionen, dem Stopp des Verkaufs von Süßigkeiten an Schulen und regelmäßiger Kontrollen des Body-Mass-Index (BMI) von Kindern, Elternberatung für die Eltern dicker Kinder, Datenbanken für die Fitnesswerte von Jugendlichen, die auf die Ver-

änderung des Essverhaltens abzielen, nehmen die Sanktionen bei abweichendem Verhalten der „Präventivverweigerer“ (ebd.: 8-13) zu: „Die Gesundheitsgesellschaft reagiert zunehmend intolerant auf alle, die von ihrem Ideal eines vernünftigen und gesunden Lebens abweichen.“ (Ebd.)

Mit Betonung der Eigenverantwortung werden Menschen mit einem als ungesund bewerteten Lebensstil bei Erkrankungen immer häufiger dazu aufgefordert, die Konsequenzen selber zu tragen. Dass hier ein überlastetes Gesundheitssystem als Argument ins Feld geführt wird kann als repräsentatives Symptom der Verschiebung des Gesundheitswesens von einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe hin zur individuellen Verpflichtung verstanden werden.

Die Ungleichheitsvorstellungen zwischen dicken und dünnen Körperbildern werden aus dieser Perspektive nicht nur als Legitimationsgrundlage für eine weit verbreitete Bevormundung dicker Personen verwendet, sie dienen auch einem anderen, sehr viel schwerer nachzuvollziehenden Zweck. Die Stigmatisierung von Dickleibigkeit ist, wie ich im Folgenden zeigen werde, auch als Strategie der (subjektiven) Machterhöhung durch Entwertung und der Projektion von unerwünschten Ängsten und Selbstanteilen dienlich. Dicke Körper werden in eine Erzählung eingebunden, die einen zivilisierten, dynamischen und dünnen Körper als erstrebenswerten Idealkörper entwirft.

Ich gehe davon aus, dass (gesundheits-)politische Diskurse und Interventionen mit individuellem, diskriminierendem Verhalten und sozialen Interaktionen in einer Wechselwirkung stehen. Gleichzeitig nehme ich an, dass eine medizinische Problemlage bestehen kann und dennoch die stereotypisierenden Rhetoriken aktueller Diskurse in Frage zu stellen sind. Denn, wie ich aufzeigen möchte, unabhängig von den Folgen eines hohen Körpergewichts für die Gesundheit dicker Menschen lässt das dahinter stehende Körper- und Menschen-

bild und damit einhergehende Diskriminierungserfahrungen soziale Ungleichheiten und eine große psychische Belastung für die Betroffenen entstehen.

Stigmatisierung von Dickleibigkeit und Körperscham

Entwertung und Beschämung gehören zu gängigen kulturellen Praxen im Umgang mit dicken Menschen. Welche Prozesse liegen der Stigmatisierung zugrunde und was verraten die Affekte der Scham und der Ablehnung über die psychosozialen Zusammenhänge von Stigmatisierung, Identität und Idealkörper? Stuart Hall beschreibt die Funktion der Stigmatisierung in seiner Auseinandersetzung mit rassistischen Stereotypen als Versuch, eigene Anteile auf Andere zu projizieren:

„In *Difference and Pathology* (1985) schreibt Sander Gilman, dass Stereotypisierung immer beinhaltet, was er (a) die Spaltung in ein ‚gutes‘ und ein ‚schlechtes‘ Objekt und (b) die Projektion von Furcht auf den Anderen nennt.“ (Vgl. Gilman 1985 nach Hall 2013: 151)

Auch das Stereotyp, das Personen, die als zu dick wahrgenommen werden, zugeschrieben wird, kann dieser Lesart nach als ein Hinweis auf die Tabuisierung und innerpsychische Abspaltung von den Eigenschaften, die diskursiv mit Dicksein verbunden wurden, verstanden werden.

„Faul, gefräßig, gierig, unmoralisch, unkontrolliert, dumm, hässlich, schwach im Willen, primitiv“ (Farrell 2011: 34, Übersetzung d. Verf.): Diese stereotypisierenden Eigenschaften beschreibt Amy Erdman Farrell in ihrer kulturhistorischen Analyse als Zuschreibung

gen, die schon im 19. Jahrhundert mit dicken Körpern assoziiert, im Nachhinein mit dem Gesundheitsdiskurs verbunden wurden und bis heute fortwirken (vgl. ebd.). Die Eigenschaften, die dicken Körpern zugeschrieben werden, verdichten sich normativ in einer Beurteilung des Handelns von als zu dick wahrgenommenen Personen und stellen diese unter strenge Beobachtung. Die strengen Gebote zur Orientierung an Diäten und sportlicher Betätigung übersehen einerseits die Lebensbedingungen, körperlichen Veranlagungen und sozialen Realitäten der Betroffenen. Gleichzeitig sprechen sie dicken Personen die eigene Entscheidungsfähigkeit in Bezug auf ihr Ernährungs- und Bewegungsverhalten und damit über ihren Körper ab. Zudem nehmen die Stereotypisierungen von dicken Menschen Vorurteile über ihr Verhalten an, und unterstellen ihnen eine ungesunde Lebensweise, ungeachtet der vielfältigen Hintergründe von Dickleibigkeit.

Neben dem wirksamen Adipositas-Narrativ, das den dicken Körper als Umweltkatastrophe, Epidemie und gesellschaftliche Bedrohung inszeniert (vgl. Schorb 2015b: 1) und den hieraus entstehenden Vorschriften zur sportlichen Betätigung und gesunden Ernährung, haben Betroffene in ihrer Alltagsrealität mit ganz konkreten Diskriminierungserfahrungen und institutionellen Einschränkungen zu leben. Viele erfahren abwertende Blicke und Zurufe sowie Ausschlüsse aus Infrastrukturen wie Bus, Bahn, Fahrstühlen und Flugzeugen in der Öffentlichkeit. Aus Angst davor, als ‚raumeinnehmend‘ wahrgenommen zu werden, vermeiden viele dicke Menschen eng konzipierte, öffentliche Orte. Im privaten Bereich erleben einige eine Nichtwahrnehmung als sexuelle Wesen bei gleichzeitiger Markierung als *anders*. Neben der Verweigerung der Verbeamtung ab einem Body-Mass-Index von 30, sowie Zusatzgebühren in Flugzeugen und Diskussionen über erhöhte Krankenkassentarife für dicke Menschen, lassen institutionelle Regulationen zusätzlich eine finanzielle Benachteiligung entstehen (vgl. Schmidt-Semisch/Schorb 2008: 13). In

diversen soziologischen Studien wurde eine Korrelation „mit den jeweils dominanten sozialen Strukturierungsprinzipien wie Klasse, Rasse, ethnische Zugehörigkeit und Geschlecht“ nachgewiesen (vgl. Wardle et al. 2006; Hanson/Chen 2007, Flegal/Troiano 2000; Mensink et al. 2013 nach Barlösius 2014: 19) Insbesondere Armut ist eng mit Dicksein verknüpft. Hier wird immer wieder die Frage gestellt, ob Armut und ein damit einhergehendes milieuspezifisches Ernährungs- und Bewegungsverhalten, aber auch hierdurch entstehende Stressoren, Dickleibigkeit begünstigen würden oder anders herum, Dicksein ein erhöhtes Armutrisiko mit sich bringe.

Barlösius (2014: 67ff.) beschreibt den Zusammenhang als Wechselwirkung und nennt mehrere Studien, die eine Benachteiligung in „Beruf, Schule und Ausbildung und im Gesundheitswesen“ (ebd.: 20) von dicken Personen nachweisen. In ihrer umfangreichen Studie befragt sie dicke Jugendliche und Kinder, sowie deren Eltern zu ihren Erfahrungen mit dem Dicksein, mit Ernährung und mit ihrer sozialen Umwelt und überträgt die Ergebnisse auf körpersoziologische Überlegungen.

Die Alltagsrealitäten von Diskriminierung schließen auch mediale Darstellungen von dicken Personen, die gemeinhin geltende Orientierung an einem schlanken Körperbild, sowie subtile Abwertungserfahrungen in sozialen Interaktionen ein, welche auf Menschen mit von der Norm abweichender Körperform beschämend wirken. Der Wunsch, unbedingt abnehmen zu müssen und diesem Druck nicht gerecht werden zu können, wird für Viele ein belastendes und ständig präsent Thema. Dies kann sich zu einem bleibenden Unwohlsein im eigenen Körper, emotionaler Dauerbelastung und/oder sozialer Isolation entwickeln. Die hier erlebten Gefühle von Scham und Unterlegenheit werden umso stärker erlebt, je mehr das Gefühl des persönlichen Versagens eine Rolle spielt und haben dadurch auch etwas mit der Klassenzugehörigkeit zu tun (vgl. Neckel

1991: 249, Barlösius 2014: 19). Je erfolgreicher eine Biographie und je besser der soziale Status ist, desto weniger spielt Körpergewicht hingegen eine Rolle. Barlösius (2014: 72) fasst ihre Grundannahme damit zusammen, dass „Dicksein [...] zuallererst eine gesellschaftliche Erfahrung [ist], die durch soziale Interaktionen sowie die physische Welt vermittelt wird.“

In dem Gefühl der Scham verbindet sich die Sorge vor Unterlegenheit mit der Angst vor Ausgrenzung, Entwertung und Verurteilung. Hier ist ein soziales Moment repräsentiert, in dem Vorstellungen über Ungleichheit, Machtunterschiede und Wertigkeiten gebunden sind. Sighard Neckel (1991: 17) beschreibt in seinem Buch „Status und Scham: zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit“ die soziologische Relevanz dieses Gefühls als Ausdruck von Machtwirkungen und der Reproduktion von Ungleichheitsvorstellungen: „Machtunterschied und Ungleichheit gehören zusammen, gemeinsam prägen sie auch das Erleben von Scham.“ Auch die Körperscham von dicken Personen untersucht Neckel und meint, dass hier die an einem schlanken Gewichtsideal orientierten „Körpernormen einer sozialen Schicht“ (ebd.: 246) zum „Leitmodell der Gesellschaft im Ganzen“ (ebd.) werden.

Neckel versteht die „Körperscham als eine »Klassenscham« [...]“ (Boltanski 1976: 170 nach Neckel 1991: 246) und untersucht die Momente der schamhaften Interaktionen als versteckte Hinweise auf ihre gesellschaftlichen Funktionen.

Die Scham über den eigenen Körper verdichtet die Anforderungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, einem bestimmten Körperbild entsprechen zu müssen und setzt sich hiermit in Beziehung. Sie spielt in dem Verhältnis von Körper und Gesellschaft eine entscheidende Rolle. Eine an den Werten von Selbstoptimierung und -steuerung orientierte Gesellschaft ist in diesem Gefühl *ver-*

körperlicht. Scham ist ein Gefühl, durch das Autobiografien und Identitäten nachhaltig beeinflusst werden und in dem Machtgefälle erkennbar werden. Aktivist_innen der Fat-Acceptance-Bewegung betiteln die Entwertung von dicken Körpern als „Fat-Shaming“. Das im englischen Verwendete Wort „shame“ lässt sich einerseits in das Gefühl der „Scham“ und gleichzeitig in „Beschämung“ übersetzen. Übersetzt man ‚shame‘ in ‚Beschämung‘ wird noch deutlicher, dass hier immer eine „Machtdifferenz“ (Neckel 1991: 17) zwischen Beschämten und Beschämenden zum Ausdruck kommt. Diese Beschämung hat eine besondere Qualität, da sie dicken Menschen nicht nur Verhaltensweisen zuschreibt, sondern diese auch noch zu Wesensmerkmalen erklärt und entwertet:

„Die gesellschaftliche Minderbewertung wird hier gleichsam ‚organisch‘ mit dem Individuum verbunden, das daher fundamental, im ganzen [...] als wertlos erscheint. [...] Das persönliche Defizit gilt dem Ich als ursprünglich zugehörig, der Makel tritt dem ‚eigentlichen‘ Ich nicht erst hinzu, sondern ist mit ihm von vornherein, untrennbar und ‚wesensmäßig‘ verbunden.“ (Ebd.: 245)

Der erlebte Makel wird als essenzielles Defizit wahrgenommen, welches nicht nur mit der Persönlichkeit verbunden, sondern dem Wesenskern der Person entsprechend identifiziert wird.

Die Zuschreibungen, mit denen dicke Menschen konfrontiert sind und die ihre Körper als minderwertig kategorisieren, möchte ich zu Bill Hughes Analyse der Entwertung und Beschämung von Menschen mit Behinderung in ein Verhältnis bringen. Zwar ist es, wie ich später zeigen werde, von einigen Fett-Aktivist_innen und in der Disability-Bewegung umstritten, ob die Ziele und Anliegen gemeinsam gedacht werden sollen. Jedoch ist ein ähnlicher psychosozialer Vorgang der Entwertung von den als abweichend konstruierten Körpern erkennbar, in der insbesondere die Gefühle von Scham (oft auf

Seiten des_der Beschämten) und Ablehnung, Ekel oder Angst (oft auf Seiten des_der Beschämenden) eine zentrale Rolle spielen.

Hughes (2015) Analyse der „Zivilisierung und ontologische Invalidierung von Menschen mit Behinderung“ versteht die Entwertung von behinderten Körpern als Konsequenz einer ableistischen⁴ Gesellschaft, in der Andersartiges oder nicht Funktionierendes abgelehnt wird. „Das Einschließen von Menschen mit Behinderung in eine 'Zone der Ausnahme'“ (Agamben 2004 nach Hughes 2015: 123) und „Strategien der Verbesserung, Korrektur und Rehabilitation von 'abnormen Körpern'“ (ebd.) sind nach Hughes gesellschaftliche Praxen, die Verletzbarkeit verleugnen und sich an der Konstruktion eines reinen und unsterblichen Idealkörpers orientieren. Sie stellen eine Zone her, die nicht betreten werden darf und in deren Repräsentation Menschen symbolisch oder institutionell ausgeschlossen und zerstört werden (vgl. ebd.: 123 - 128). Zwar unterscheiden sich die Strategien der Vernichtung und der Korrektur in ihren Intentionen. Primäres Ziel der Medizin bleibt es jedoch, Menschen mit Behinderung zu heilen und damit anzupassen an das ‚Normale‘. Hughes stellt die These auf: „Beide Strategien – Töten oder Heilen – vermitteln im Kern dieselbe kulturelle Botschaft: Behinderungen repräsentieren das, 'was nicht sein darf', und sind deshalb ontologisch wertlos oder unzivilisiert – invalide.“ (Ebd.: 123)

Das diesen Praxen zugrunde liegende Körperbild wird als der „hygienische [...], richtungsbestimmende Körper [...] der Moderne“ (Garland-Thomson 1997 nach Hughes 2015: 128) über ein biologis-

⁴ Hughes (2015: 128) zitiert Campbell's (2008: 153) Definition von Ableismus als „ein Netzwerk von Überzeugungen, Prozessen und Praktiken, das eine besondere Art von Selbst und Körper (physischer Standard) erzeugt und als perfekt, arttypisch und daher wesentlich und komplett menschlich projiziert.“

tisch begründetes Schema konstruiert: Die Phantasie des schlanken, perfekten und voll funktionsfähigen Körpers entspricht in dieser Sichtweise der ursprünglichen, von der Natur vorgesehenen Essenz des Menschseins. Der (unverletzbare) Idealkörper ist hier angesiedelt in den Sphären der Vorstellung und webt sich in die Körpererfahrung hinein. Abweichende Körper werden gegenüber dem ‚normalen‘ Körper der „Veredelung und der Selbstdisziplin“ (ebd.) durch eine „Scham und ‚Peinlichkeitsschwelle““ (Elias 2000: 98f., nach Hughes 2015: 125) hiervon abgespalten, „invalidiert und in abstoßende Objekte transformiert [...].“ (Ebd.) Dies bezieht Hughes auf Elias’ Konzept, die Moderne als sich stufenweise entwickelnden Zivilisationsprozess zu verstehen, in dem immer mehr Sitten und Regeln eine Trennung zwischen dem zivilisierten und reinen Verhalten und dem unerwünschten und abgestoßenen Verhalten etablierten. Der Ableismus, in dessen biologistischen Praxen von Ausschließung und Diskriminierung eine Trennlinie zwischen gesund und krank, zwischen fähig und unfähig konstruiert wird, ist so als Operation der Moderne zu verstehen, die „Idee der Bürgerlichkeit“ (ebd.: 126) durch eine Distinktion von dem, was als unsittlich und unzivilisiert gilt herzustellen: „Die Unangepassten bzw. nicht Passenden fallen durch den Fitnesstest der Bürgerlichkeit.“ (Ebd.)

Die Ablehnung gegenüber Menschen mit Behinderung bezieht Hughes außerdem auf die Angst vor der eigenen Verletzbarkeit. Denn das Körperideal, auf das sich hier bezogen wird, duldet keinen Verfall, Alter, Veränderung oder Krankheit. So verleugnet die Phantasie eines immer jungen, flexiblen und reinen Körpers den eigenen Tod und projiziert die damit zusammenhängenden Ängste auf das Abweichende (vgl. ebd.: 123-128). Segregiert und unterschieden wird mit diesen Einordnungen letztlich zwischen dem, was als menschlich und dem, was als nicht-menschlich und defekt konstru-

iert wird. Dabei spielen Gefühle wie Ekel, Angst und Ablehnung eine wichtige Rolle:

„Abscheu ist ein Affekt, der eine zentrale Rolle unserer alltäglichen Beziehungen mit unseren Körpern spielt, in den Mustern unserer sozialen Interaktionen und [...] in den Prozessen der sozialen Ausschließung. Ekel und Abscheu sind der emotionale Treibstoff des Ableismus.“ (Ebd.: 131)

Diese Analyse lässt sich auf die Diskriminierung, von der dickere Menschen betroffen sind, übertragen, setzt diese doch auch ein ähnliches Körperideal voraus und stellt damit eine weitere Form der Unterscheidung zwischen einem ‚guten‘ und einem ‚schlechten‘ Körper dar.

Dicke Körper werden primär als behandlungsbedürftig betrachtet und mit dem Hauptaugenmerk auf ihren ‚Makel‘ belächelt und entwertet. Sie werden als maßlose, unangemessene Körper konstruiert. Die Entwertung erwirkt so die Etablierung einer Machtposition der Entwertenden. In der Distinktion von dem, was als unzivilisiert gilt, begründet sich eine Vorstellung des zivilisierten Körpers, der den Werten von Askese, Reinheit und Bürgerlichkeit verschrieben ist. Die Schamgrenze, die die genau abgesteckten Körpermaße des ‚Normalen‘ markiert, etabliert eine Trennung und Machtgrenze zwischen dickeren und dünneren Menschen und verbannt alle, die sie übertreten, in eine Zone von dem „was nicht sein darf“ (ebd. 129). Aus einer gesundheitspolitischen Perspektive wird von dicken Menschen die (Selbst-)Heilung durch Diäten oder operative Eingriffe autoritär-bevormundend erwartet und durch medizinische Argumente untermauert.

Die Fat-Acceptance-Bewegung möchte die Erzählungen und Bedeutungsebenen verändern, welche Körperfett pathologisieren, belä-

cheln oder entwerten. Sie entwickeln mit ihrer Bewegung einen Gegenentwurf zu den hegemonialen Körpernormen, stellen das, was als ‚normal‘ gilt in Frage und fordern eine Anerkennung ihrer Körper als gleichwertig. Dieser Gegenentwurf sagt unter anderem auch: Jeder Körper ist schön. Er verbindet sich mit anderen kritischen Stimmen, die ihre Körper als unterrepräsentiert und entwertet sehen. Insbesondere die Zusammenhänge von Dickleibigkeit mit anderen sozialen Kategorien wie ‚Race‘, (Dis-)Ability, Klasse und Gender sind für die Bewegung und ihre Anliegen hierbei in den letzten Jahren immer wichtiger geworden: Sie ermöglichen einen immer differenzierteren Blick und politische Allianzen (vgl. Cooper 2016: 3).

Im Folgenden soll die geschichtliche Entstehung der Stereotypisierung von dicken Körpern beleuchtet werden, um die historisch gewachsenen Bedeutungsebenen greifbarer zu machen und den politischen Ansatzpunkt der Fat-Acceptance-Bewegung nachzuvollziehen.

Einblick in die kulturgeschichtliche Entstehung der Angst vor Körperfett

Die kulturhistorische Betrachtung der Entstehung fettphobischer Markierungen dicker Körper als zu vermeidendes Übel im diametralen Gegensatz zum enthaltsamen und selbstdisziplinierten Körper ist ein Anschlusspunkt der Fat-Acceptance-Bewegung für eine politische Kritik an den fortwirkenden Körperbildern der Moderne und politischen Realitäten für dicke Menschen. Diese Entstehungsweise

als Hintergrund einer Positionierung im gesellschaftspolitischen Diskurs zu skizzieren erscheint mir wichtig, um die Anliegen der sozialen Bewegung und ihre machtpolitische Brille, durch die die Aktivist_innen Dicksein thematisieren, greifbarer zu machen. Die Annahme, dass ein tiefergehendes Verständnis von sozialen Verhältnissen und sozialpolitischen Kämpfen voraussetzt, sich wechselseitig beeinflussende, historisch entstandene (Macht-)Verhältnisse verschiedener Kategorien im Blick zu behalten, ist zudem ein Ausgangspunkt. Der intersektionale Zugang bietet die Grundlage, Machtwirkungen als zusammenhängende Gefüge zu verstehen. Er spielt deshalb zugleich in meiner Analyse der Konstruktion dicker Körper als *anders* und *minderwertig* eine Rolle, während er in seiner Rezeption der Fat-Acceptance-Bewegung als theoretischer Unterbau untersucht wird.

Ein kulturhistorischer Blick auf die gesellschaftliche Konstruktion von Körpern ist wesentlich für die Entstehung einer Kritik der Hegemonien in den Deutungen von Dicksein. Kreisky spricht von den hegemonialen Körperbildern als „historisch gewachsene[n], geschlechtlich, sozial und kulturell differenzierte[n] Zeichen, die es zu lesen gilt“ (Kreisky 2008: 148) und welche die gesellschaftlichen und ökonomischen Machtverhältnisse widerspiegeln (vgl. ebd.). „Zumal sich verschiedene Politiken in die Körper einschreiben, reflektieren diese Geschichte(n).“ (Ebd.)

Die Entstehung der gesellschaftlichen Abwertung von Körperfett gibt Aufschlüsse über aktuelle Verhältnisse und Möglichkeiten der Gegendeutung.

Stearns (1997: 4) identifiziert in dem Buch „Fat History“ die Entstehung der Angst vor Körperfett als Phänomen, das sich im Laufe der Geschichte verschärft habe und wichtige gesellschaftliche Veränderungen der Moderne markiere. Zwischen 1890 und 1910

entwickelte sich, beginnend in Frankreich und den USA, die Normierung der Körperform hin zu einem immer schlanker werdenden Schönheitsideal. Diese Zeitspanne beschreibt er als „Turning Point“ (ebd.: 3). Übergewicht wurde in dieser Zeit medizinisiert und als öffentliches Problem markiert, während es gleichzeitig immer stärker mit einem Mangel an Selbstkontrolle, Maßlosigkeit und falscher Lebensweise in Verbindung gebracht wurde. Stearns (ebd.: 5 f.) betont auch, dass schon vor dieser Entwicklung Dünnsein im puritanischen Sinne mit Fleiß und Enthaltsamkeit in Verbindung gebracht und als heilig idealisiert wurde. Dennoch wurde Körperfett als Zeichen von körperlicher Gesundheit und ausreichender Ernährung in den Zeiten vor der Industrialisierung als Privileg einzelner Reicher gedeutet und mit Wohlstand verbunden (vgl. Farrell 2011: 27; Stearns 1997: 5).⁵

Wie aber lässt sich der Wandel hin zu einer ausschließlich negativen Wahrnehmung von Dicksein erklären? Im Folgenden untersuche ich diese Frage anhand der historischen Abhandlung über die gesellschaftliche Bedeutung von Körperfett von Peter N. Stearns (1997) und der ausführlichen kulturgeschichtlichen Medienanalyse von Amy Erdman Farrell (2011).

5 Zudem wurde zur Jahrhundertwende aus medizinischer Sicht noch eine „Balance“ zwischen zu dünn und zu dick angestrebt. Dicksein im Alter galt als natürlich. In der Mode wurde zwar eine dünne Taille, jedoch keine komplette „Elimination“ des Körperfetts angestrebt (vgl. Farrell 2011: 34 ff.). Dünnsein wurde hier teilweise sogar als Ursache für Krankheiten gesehen. Erst im Laufe der Zeit wurde Körperfett im medizinischen Diskurs zur Ursache für viele Erkrankungen erklärt (vgl. Farrell 2011: 36).

Industrialisierung und Veränderung der Sexualität als Einflussfaktoren

Im 19. Jahrhundert wurden die Produktionsprozesse und somit auch die Arbeitsbedingungen weitflächig umstrukturiert. Damit einher gingen weitreichende soziale und ökonomische Veränderungen der Gesellschaft. Massenproduktionen wirkten der Nahrungsmittelknappheit entgegen, und der Zuwachs von Waren sowie mittelständischen Berufsfeldern ließen in Teilen der Bevölkerung einen Wohlstand entstehen, der die Körper insbesondere in städtischen Gebieten kräftiger und korpulenter werden ließ. Interessanterweise war dies eben jener Zeitpunkt, an dem sich die Bewertung von Körperfett mehr und mehr in die Richtung einer gesellschaftlichen Problemwahrnehmung entwickelte und sich zunehmend eine Diätkultur etablierte (vgl. Farrell 2011: 40).

Farrell (ebd.: 40 ff.) und Stearns (1997: 44-47) sehen die strenge Selbstkontrolle der Diät, die sich in protestantischer Denkweise als Gott zugewandte, reine Form der Enthaltensamkeit deklarierte, als Gegenpol zum Exzess des urbanen Lebens. In diesem Zuge wurde zunehmend für Diätprodukte geworben, die das Ideal der Enthaltensamkeit hochhielten. Diese Diätprodukte wurden unter anderem von Ärzten beworben und Gewicht als sichtbares Zeichen zur Orientierung in Fragen der Gesundheit und als ästhetisches Bewertungskriterium markiert (vgl. Stearns 1997: 7). Dicke Körper wurden so zu mangelhaften Körpern, während sich dünne Körper dieser Wahrnehmung nach durch die Demonstration der Versagungen den protestantischen Werten von Reinheit und Disziplin verschrieben (vgl. Farrell 2011: 60). Der Verzicht und die Selbstopferung, so Stearns (1997: 59), sei unter anderem ein Kompensationsversuch der Mittelschicht für die Abstiegsängste und die Angst vor einem Moral- und

Identitätsverlust. Einem steigenden Konsum und mehr Warenangebot sei der Verzicht entgegengehalten worden.

Nicht nur die Körper veränderten sich, auch der Umgang mit der Sexualität unterlag einem Wandel. Stearns beschreibt den Widerspruch zwischen dem viktorianischen Ideal der sexuellen Enthaltsamkeit und dem wachsendem Interesse an Sexualität als weniger offensichtliche und dennoch wirkmächtige Komponente des Verlangens nach Sühne durch Verzicht, durch den eine potentielle Schuld beglichen werden sollte. In diesem Widerspruch – eine vermehrte Beschäftigung mit Sexualität und neue Freiheiten im Gegensatz zu einer Angst vor schuldhaften, sexuellen Begehren – entwickelte sich demnach der starke Wunsch, am eigenen Körper den Verzicht zu demonstrieren (Stearns 1997: 62).

Doch aus den hier beschriebenen Ursachen lässt sich nicht erkennen, warum ausgerechnet der Körper zum symbolischen Schauplatz wurde, um mit den Schuldgefühlen der Moderne umzugehen. Diesbezüglich erwähnenswert ist, dass im 19. Jahrhundert der Körper zunehmend ‚verwissenschaftlicht‘ und in diesem Diskurs materialistisch konstruiert wurde. Dies veränderte die Körperwahrnehmung sowie die gesellschaftliche Bedeutung des Körpers. Foucault beschreibt den Wissenschaftsbegriff des 19. Jahrhunderts als verschleiernde Praxis der Regulierung (von Sexualität), die durch „Hygieneimperative“ (1976: 58) vorgab, „die physische Kraft und moralische Sauberkeit des gesellschaftlichen Körpers zu erhalten [...]“ (ebd.) In diesem Sinne lässt sich das wachsende Interesse der Wissenschaft an einer Körperoptimierung durch Diäten auch als Versuch, gesellschaftliche Veränderungen der Sexualitäten und Körper durch jene „Hygieneimperative“ zu regulieren, verstehen.

Zivilisation und Körper: Rassistische Elemente von Fat-Shaming

Die Angst vor den Entwicklungen der Moderne und dem damit einhergehenden Exzess ist nur eine partielle Erklärung für das Stigma, das mit Fett in Verbindung gebracht wurde.

Wie die Historikerin Amy Farrell (2011: 34ff.) unterstreicht, wurde die Problematisierung von Dicksein aus einer weißen mittelständischen Perspektive in Verbindung mit den Zuschreibungen von Charaktereigenschaften gebracht und erst im Nachhinein aus medizinischer Sicht thematisiert. Die mit Dicksein verknüpften negativen Attribute seien einer gesundheitlichen Besorgnis Körperfett betreffend vorausgegangen und hätten sich erst später mit dieser verbunden. Farrell deutet im Unterschied zu Stearns die Entstehung dieses Stigmas insbesondere als Konstruktion eines „un-zivilisierten Körpers“ (vgl. ebd. 59- 81.) der bürgerlichen Mittelklasse und schreibt,

„that the anxiety about body size was not just a concern *among* white people but was precisely *about* the construction of whiteness“ (ebd.: 39).

Der zivilisierte Körper kann nur im Verhältnis zu einem als un-zivilisiert konstruierten Körper existieren. Er entstand, so Farrell, im Hinblick auf Körperfett auch mit den Ungleichheitsvorstellungen zwischen Schwarzen Menschen auf der einen Seite und weißen Menschen auf der anderen Seite.

Mit Beginn des Kolonialismus wurde die Versklavung der auf afrikanischen Boden lebenden Menschen mit der Behauptung legitimiert, diese seien ‚primitiv‘ und ‚unterentwickelt‘. Philosophische, theologische, ethnologische und biologische Denker entwarfen und zementierten über die Jahrhunderte hinweg eine Hierarchie mensch-

licher ‚Rassen‘. Die Prinzipien von Gleichheit und Brüderlichkeit der Aufklärung konnten so durch die Idee einer Anordnung menschlicher ‚Rassen‘ zwischen dem, was als menschlich gilt und dem, was der tierischen Welt zugehörig ist, weiter bestehen. Während ganze Bevölkerungen versklavt, verschifft, ermordet und missbraucht wurden, konnten die Ideen der Aufklärung scheinbar ohne Widerspruch hierzu bestehen. Im Zuge der Rassentheorie des 19. Jahrhunderts wurden diese Ideen mit biologischen Erklärungen ausgeweitet. Die Bewertungen von ‚niederen‘ und ‚primitiven‘ Eigenschaften wurden hier mit physiognomischen, angeblich ‚rasstypischen‘ Merkmalen in Verbindung gebracht. Hier sei die rassistische Terminologie, die in der Auseinandersetzung mit dicken Körpern verwendet wurde, als erster Hinweis darauf, wie Körperfett diskursiv mit ‚Race‘ verknüpft wurde, zu benennen (vgl. ebd.: 61 f.). Der Versuch, Menschen hierarchisch auf „Stufen der Evolution“ (ebd.: 60; Übers. d. Verf.) anzuordnen, war nicht nur ein Rassenarrativ, sondern bezog sich auch auf Geschlecht und Körperformen. Dicke Körper wurden so durch die Konstruktion eines ‚rasstypischen‘ unzivilisierten, primitiven Körpers mit den Attributen von Triebhaftigkeit, Maßlosigkeit, Sünde und mangelnder Kontrolle markiert, die gebändigt werden müssten (vgl. ebd.: 68 ff.), während dünne Körper als zivilisiert galten und reine, kontrollierte, rational gesteuerte, gesittete Attribute repräsentierten. Die in dieser Konstruktion enthaltenden Ungleichheitsvorstellungen verbannten nicht nur dicke Körper in ‚Zonen von dem, was nicht sein darf‘, sondern entfalteten ein eigenständig wirkendes Stigma in dem Moment, wo Dicksein mit ‚Rasse‘ (und Geschlecht) zusammenfällt. So wurde zum Beispiel die Physiognomie von Schwarzen Frauen von Biologen Mitte des 19. Jahrhunderts als Hinweis auf eine Korrelation mit Kriminalität untersucht. Hierbei lag der Fokus unter anderem auch auf dem Körperfettanteil, was folgerichtig

zu einer Verknüpfung von Körperfett mit Kriminalität führte (vgl. ebd.: 67 f.).

Als wichtiges Beispiel nennt Farrell (2011: 64) die Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt gewordene Khoi, der der Name Sara Baartman gegeben wurde. Sie wurde aus dem Süden Afrikas nach England verschleppt, als so genannte ‚Hottentotten-Venus‘ ausgestellt und nach ihrem Tod zum Forschungsobjekt stilisiert. Hierfür wurde sie obduziert, um die niedere Herkunft ihrer ‚Rasse‘ auf der Skala der Zivilisation zu beweisen. Ihr Körper wurde im Namen der Wissenschaft im Musée de l’Homme in Paris bis in die 1970er Jahre ausgestellt. Abbildungen ihres Körpers, der vor allem auf das große Gesäß hin als anders konstruiert wurde, wurden noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts in satirischen Zeichnungen und auf Postkarten veröffentlicht und setzten damit den Mythos der ‚Hottentotten-Venus‘ fort. Auch Stuart Hall bezieht sich in seiner Auseinandersetzung mit Rassismus auf die ‚Hottentotten-Venus‘ und die Konstruktion ihres Körpers als *anders*, als Symbol für eine „Differenz zwischen den ‚Rassen““ (Hall 2013: 153) und für Minderwertigkeit auf den Stufen der Evolution. Beim Untersuchen ihrer Sexualorgane wurde ihr Körperfett als besonderes Merkmal ihrer sexuellen Attribute gesehen (vgl. Farrell 2011: 64 ff.). Diese Vorgehensweise, in der Sara Baartman im wahrsten Sinne des Wortes in ihre einzelnen Teile zerlegt und zum Objekt gemacht wurde, beschreibt Hall (2013: 154) als Ausdruck einer „Fetischisierung“ (ebd.). Bei der Fetischisierung werde einem geheimen, aber machtvoll wirkenden Begehren nachgegangen, indem dieses auf ein Objekt projiziert und zugleich verleugnet werde. Diese als Forscherdrang verkleidete Fetischisierung sei insbesondere in dem Verhältnis zu dem, „was nicht gesehen, nicht gezeigt werden kann“ (ebd.: 155), zu verstehen und in den medialen Darstellungen Schwarzer Menschen noch heute wirksam.

Dieses Beispiel weist darauf hin, dass Körperfett als biologisierte Markierung einer Andersartigkeit von ‚Rassen‘ schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts konstruiert wurde und dass diese Narrative Elemente von Sexualisierung und Fetischisierung enthalten, welche sich auch auf das Geschlecht beziehen.

Geschlecht und Körpernormierung

Die Verwissenschaftlichung des Körpers führte schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Veränderung der Wahrnehmung von Geschlecht. Die Differenzen zwischen den (binär festgelegten) Geschlechtern waren dieser Deutung nach nicht mehr dem Willen Gottes untergeordnet, sondern wurden naturwissenschaftlich erklärt. Nachdem zuvor die Schöpfung Gottes verantwortlich gemacht wurde für die als ‚natürlich‘ geltenden Wesensmerkmale von Männern und Frauen wurden sie nun mehr und mehr biologisch erklärt.

Die Geschlechterverhältnisse spielten bei der Entstehung von Fat-Shaming und seinen unterschiedlichen Ausprägungen eine Rolle. Die ästhetischen Standards wurden im 19. Jahrhundert insbesondere für Frauen strikter. In Mode, Film und Printmedien wurde die Betonung von Schlankheit als weibliches Schönheitsideal stärker, während Männer diesem Druck nicht mit vergleichbarer Intensität ausgesetzt waren (vgl. Stearns 1997: 72). Körperdisziplinierung durch Diät wurde dennoch zur Richtlinie für Männer ähnlich wie für Frauen. Männer galten als verweichlicht, schwach und ‚weibisch‘, als zu sehr den Vergnügungen der Zivilisation hingegeben, wenn sie nicht dem muskulösen Körperideal entsprachen (vgl. Farrell 2011: 46). Weibli-

cher Exzess wurde hingegen mit fehlender Rationalität und Selbstkontrolle verbunden und als dem weiblichen Geschlecht eigenem Problem stilisiert. So wurden Ausschweifungen auf die genetisch bedingte, natürliche Ausstattung von Frauen als willensschwache Wesen zurückgeführt. Zugleich sprachen die Schuldgefühle über die gesellschaftliche Veränderung der Sexualität insbesondere Frauen an, sodass die weiblichen Schuldgefühle im Kampf gegen Körperfett eine große Rolle spielten (vgl. Stearns 1997: 63-77). Die Vorstellung, dass Frauen weniger rational, schwächer in ihrem Willen und damit empfänglicher für die Verlockungen der neuen Konsumgesellschaft seien, stellte sie unter besonders strenge Beobachtung, sodass von ihnen, um dem Bild einer gesitteten Frau zu entsprechen, Enthaltensamkeit und Kontrolle ihres Essverhaltens in hohem Maße erwartet wurde, „um die ‚Zivilisation zu erhalten‘ durch ihr Verhalten, ihre Kleidung und ihren Umgang“ (Farrell 2011: 49, Übersetzung d. Verf.).

Farrell beschreibt als weitere Komponente der weiblichen Schuld die um die Jahrhundertwende aufkommende Emanzipation der Frau. Diese Frauen, die die gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf zu stellen drohten, und die es wagten, mehr Raum einzunehmen als für sie vorgesehen, wurden mit steigender Selbstständigkeit häufig als dicke und damit maßlose Frauen illustriert. Dicke Frauen wurden so vermehrt als Symbol für Frauen verwendet, die sich an Aktivitäten beteiligten, die bis dahin nur für Männer zugänglich waren – „ob in Politik, Konsumkultur oder Familienleben“ (Farrell 2011: 52, Übersetzung d. Verf.) –, und somit als unzivilisiert und unschicklich degradiert. In den 1920ern erkämpften sich die Suffragetten in Großbritannien ihr Wahlrecht; sie fanden hier und in anderen Teilen Europas und den USA für neue Ausdrucksformen Raum. Auch in anderen Ländern gewannen Frauen seit Jahrzehnten an Machteinfluss. So

wurden sie als Bedrohung für die bestehenden Machtverhältnisse wahrgenommen. In diesem Zuge wurden freiheitsliebende Frauen, reisende Frauen und Frauenrechtlerinnen oft mit Betonung ihres Körpergewichts dargestellt (vgl. ebd.).

Farrell (2011: 93) arbeitet heraus, dass die Kritik an den Suffragetten diskursiv mit ihrem Körperfett verbunden und im Stile der rassistischen Bebilderungen der ‚Hottentotten-Venus‘ illustriert wurde. Gleichermäßen stilisierten die Suffragetten auf Plakaten ihre Gegner_innen als dick und damit rückständig.⁶

„Since the turn of the last century, fatness has served as a sign that one is inherently incapable of withstanding the pressures and pleasures of modern life, including the responsibilities and privileges of citizenship. [...] – all by portraying those who sought more power and privileges as *fat*.“ (Ebd.: 175)

Dies sieht Farrell (2011: 175) als Beginn für das in feministischen und teilweise auch antirassistischen Kämpfen entstandene Verhalten, die Gegner_innen der Bewegung als dick und damit rückständig darzustellen, um sich selbst als *zivilisiert* repräsentieren zu können. Diese Haltung wirke noch bis in die feministischen Kontroversen der heutigen Zeit fort.

Welche Kontroversen dies sind und inwieweit die kulturgeschichtlich entstandenen Stereotype und Diskurse noch heute wirksam sind, soll im nächsten Kapitel beleuchtet werden. Zudem möch-

⁶ Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass die Frauenkämpfe der Suffragette-Bewegung in ihrem Selbstverständnis nicht immer im Widerspruch zu rassistischen Haltungen standen und Ausschlüsse oder Redeverbote von Schwarzen Frauen aus der Bewegung geläufig waren. In ihrem Buch „Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA“ untersucht Angela Davis (1982) die ersten feministischen Bewegungen und ihre Verbindungen mit der Schwarzen (Bürgerrechts-)Bewegung aber auch die Rolle weißer Frauen in den rassistischen Ausschlüssen und Entwertungen ihrer Schwarzen Mitkämpfer_innen.

te ich anschauen, wie die Positionen der Fat-Acceptance-Bewegung sich hierzu verhalten.